

zweigheft

27

Stefan Zweig Zentrum Salzburg
Edmundsburg
Mönchsberg 2
5020 Salzburg
Österreich

Tel.: +43 (0)662 8044- 7641

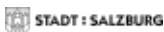
Fax: +43 (0)662 8044- 7649

E-Mail: stefan-zweig-centre@sbg.ac.at
www.stefan-zweig-centre-salzburg.at



Das Stefan Zweig Zentrum Salzburg erreichen Sie vom Toscaninihof über die Clemens-Holzmeister-Stiege oder mit dem Lift im Zugang zu den Altstadtgaragen.

Österreichische Post AG SP 20Z042033 S
Universität Salzburg, Kapitelgasse 4–6, 5020 Salzburg



BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH

zweigheft

27

Editorial	6
HORATIO MORPURGO OPEN LETTER TO ENGLISH HERITAGE	10
HORATIO MORPURGO UNSEASONABLY SPEAKING	13
ROBERTO CIULLI EIN INTERVIEW ÜBER STEFAN ZWEIG	18
JEAN-FRANÇOIS ROSEAU ZWEIG UND PROUST	25
CHRISTOPH JANACS ZWEIGS „ANGST“ – EINE ZEITLOSE NOVELLE	32
STEFAN-ZWEIG-PREIS 2022	
JAKOB STADLER BRIEF AN STEFAN ZWEIG	40
HELENA HASELSTEINER EUROPA IN DER WIEGE	44
MIRIAM GROHMANNNOVA EINER MUSS DEN FRIEDEN BEGINNEN	48
IMPRESSUM	50

Sehr geehrte Damen und Herren! Liebe Freundinnen und Freunde des *Stefan Zweig Zentrum*!

In den letzten Jahren ist Stefan Zweig fester Bestandteil der österreichischen und europäischen Erinnerungs- und Gedenkkultur geworden. Nachdem 2018 eine Erinnerungstafel an seine Aufenthalte in der zukünftigen Kulturhauptstadt Bad Ischl angebracht worden war, wurde am 12. Dezember 2018 ein wichtiger Platz in der Salzburger Altstadt nach ihm benannt, am Ausgang zum Kapuzinerberg, wo der Stefan-Zweig-Weg beginnt. Ein Jahr später, am 12. Dezember 2019, wurde ihm – als einzigem Schriftsteller unter vielen Politikern – ein Gebäude des Europäischen Parlaments in Brüssel gewidmet. Jetzt soll eine so genannte „blaue Plakette“ am Gebäude der Hallam Street angebracht werden, wo Zweig in seinem Londoner Exil gewohnt hat. Diese besondere Ehrung verdankt der österreichische Schriftsteller der Initiative eines internationalen Komitees, das von Horatio Morpurgo geleitet wurde. Aus diesem Anlass haben wir am Anfang des vorliegenden Heftes den Text des Antrags sowie einen programmatischen Aufsatz von Horatio Morpurgo gedruckt, der sich mit der Gestalt von Stefan Zweig in der Nachfolge von Erasmus von Rotterdam auseinandersetzt.

Mit dem Nachlassen der Pandemie ging ein „Frühlingserwachen“ der Tätigkeiten des *Stefan Zweig Zentrum* einher – endlich konnten wieder Tagungen in praesentia stattfinden. Am 22. und 23. Februar fand das Symposium *Stefan Zweig und Erika Mitterer zwischen den Vertretern der Inneren Emigration und den belasteten Autoren* in Zusammenarbeit mit

der *Erika Mitterer Gesellschaft* statt. In Kooperation mit der LMU München, dem Queen's College und dem St. Hugh's College wurde am 24. und 25. März in Oxford die Tagung *The Heritage of Humanism and Enlightenment in Exile Literature* ausgetragen. In Slowenien war am 9. Mai zum ersten Mal die Lyrik von Stefan Zweig Gegenstand einer wissenschaftlichen und künstlerischen Auseinandersetzung – im Rahmen des 12. Internationalen Lyriktags der Germanistik an der Universität Ljubljana. Das Österreichische Kulturforum in London (Mag. Dennhardt-Herzog) und in Ljubljana (Mag. Andreas Pawlitschek) haben die Symposien großzügig unterstützt. Zusammen mit dem Hermann-Hesse-Museum in Montagnola/Collina d'oro wurde darüber hinaus zwischen dem 19. und dem 21. Mai eine Konferenz zum Thema *Hermann Hesse und Stefan Zweig* veranstaltet – zeitgleich wurde im Museum die sehenswerte Ausstellung *Hundert Jahre Siddhartha* eröffnet.

Der Vergleich von Stefan Zweig mit anderen großen Vertretern der deutschsprachigen Literatur wird im Sommer fortgesetzt. Am 28. und 29. Juli diskutieren namhafte Literatur- und Kulturwissenschaftler*innen in der Edmundsburg über das Thema *Stefan Zweig und Thomas Mann*. Das Symposium wurde dankenswerterweise von Rektor Hendrik Lehnert angeregt und ist das Ergebnis einer Kooperation des *Stefan Zweig Zentrum* mit dem *Fachbereich Germanistik*, dem *Literaturarchiv Salzburg*, der *Universität Salzburg* und der *Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft*. Zum 141. Geburtstag von Stefan Zweig am 28. November 2022 wird schließlich über die internationale Aktualität seines Werkes nachgedacht, die nach dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine einmal mehr evident geworden ist.

In Salzburg stand das 14. Literaturfest (18. – 22. Mai) zum ersten Mal ganz im Zeichen von Stefan Zweig. An vielen Schaufenstern in der Stadt wurden Zweig-Zitate angebracht, zusätzlich wurde vom 19. Mai bis zum 8. Juni in Kooperation mit dem Filmkulturzentrum *DAS KINO* und dem *Literaturarchiv Salzburg* eine spannende Stefan-Zweig-Filmreihe

veranstaltet, in der neben den klassischen Kultfilmen auch die neuesten Verfilmungen zu sehen waren. Einleitungen zu den Filmen und die Präsentation des aktuellen (von Stephan Resch herausgegebenen) Bandes der Salzburger Zweig-Edition, *Ungeduld des Herzens*, haben das vielfältige Programm ergänzt. Die neue Ausgabe des Romans wurde am 25. Mai auch in der *Österreichischen Gesellschaft für Literatur* in Wien vorgestellt.

Über den Sommer werden Leben und Werk von Stefan Zweig in zwei Ausstellungen gezeigt. In Wien wurde die Ausstellung *Stefan Zweig Weltautor*, die im Literaturmuseum der Nationalbibliothek zu besichtigen ist, bis zum 4. September verlängert. Parallel dazu ist vom 13. Juni bis zum 12. August in den Räumlichkeiten des *Stefan Zweig Zentrum* die Ausstellung *Annäherungen an Stefan Zweig* zu sehen. Mehrere Salzburger Künstlerinnen und Künstler haben besondere Hommagen an Stefan Zweig gestaltet – die gemeinsam mit literarischen Beiträgen im gleichnamigen Buch bei der Edition Tandem (Salzburg 2021) auch als Reproduktionen erschienen sind. Die Exponate des Museums und die künstlerischen Werke treten hier in einen spannenden Dialog. Ab dem 10. August wird im *Stefan Zweig Zentrum* auch das Stefan-Zweig-Ölporträt von Walter Kornhas zu bewundern sein.

Auch unsere pädagogischen Aktivitäten konnten mit dem Abklingen der Pandemie wiederaufgenommen werden. Im Frühling wurde das Projekt *Sternstunden*NEU* in die Praxis umgesetzt, getragen vom *Stefan Zweig Zentrum*, dem *Jungen Literaturhaus Salzburg* (Peter Fuschlberger) und dem Gymnasium Tamsweg (Gabriele Moser). Die Schreibwerkstatt wurde durch die Autorin Alexandra Koch begleitet, die Schauspielerin Bianca Farthofer unterstützte die Schüler*innen beim „Einüben“ der Rezitation ihrer Texte.

Die Ergebnisse, die im Herbst auch als Broschüre vorliegen sollten, werden am 5. Juli im Gymnasium Tamsweg

präsentiert. Am 1. Juni wurde zum ersten Mal der *Stefan-Zweig-Preis* an Maturant*innen von Stadt und Land Salzburg verliehen, der vom Unternehmer und „Auslandsösterreicher“ Stephan Gietl großzügig dotiert wurde. In einer festlichen Veranstaltung wurden die Initiative präsentiert und die Preisträger*innen gekürt. Der ORF hat darüber berichtet. Die Texte der drei Preisträger*innen sind im vorliegenden Heft abgedruckt.

Die internationale Wirkung von Stefan Zweig, die sich auch in den Beiträgen des vorliegenden Heftes und in den erwähnten Tagungen widerspiegelt, lässt sich nicht zuletzt an den Publikationen des Zentrums bestätigen. Nicht nur sind zwei Sonderhefte der italienischen Zeitschrift *Cultura Tedesca* (über Zweigs politische Publizistik) und der französischen Zeitschrift *Austriaca* (über dessen Künstlerästhetik) neulich erschienen. Nun ist das *Literatur und Kritik* Heft *Europäische Antworten auf Stefan Zweig* (März 2020) dank der Vermittlung von Karl-Markus Gauß ins Polnische übersetzt worden, und auch in der französischen Zeitschrift *Revue des Deux Mondes* gab es im Dezember 2020/Jänner 2021 einen Zweig-Schwerpunkt. Die Sonderhefte der *Przeglad Polityczny* (Warschau) sowie jene von *Literatur und Kritik* und der *Revue des Deux Mondes* sollen – gemeinsam mit dem Institut Français, dessen Leiter Jean-François Roseau uns seinen Beitrag zum Proust-Jubiläum zur Verfügung gestellt hat – in einer Podiumsdiskussion am 28. November vorgestellt werden.

Das gesamte Team des *Stefan Zweig Zentrum* wünscht Ihnen einen erholsamen Sommer.

Arturo Larcati

HORATIO MORPURGO

OPEN LETTER TO ENGLISH HERITAGE

The application for a blue plaque in Hallam Street, Central London, to commemorate Stefan Zweig's residence in the city from 1933–1939, was turned down in 2012. English Heritage argued then that the Austrian writer's 'London connections did not appear strong enough' and that his 'profile has never been as high in Britain as elsewhere.'

Even at the time, this puzzled many. Zweig had been made so well-known to a new generation of English readers, mainly through new translations from the Pushkin Press and Hesperus, that his high profile had become a serious irritant in some quarters. The release of *The Grand Budapest Hotel* also suggests that his reputation is not in decline.

He rented a flat at 11 Portland Place in October 1933 and was there until 1936. Portland Place, we argue, is where the plaque should be. He arrived at a time when his work, like that of other Jewish writers, was being publicly burnt in Germany. It is true he was then less well-known in Britain than on the continent: London offered him the libraries, anonymity and space to think that he wanted.

He came originally to complete a book about another great European humanist who had lived and worked happily in England four centuries earlier, Desiderius Erasmus, the 'first conscious European', as Zweig called him. Erasmus' *'Praise of Folly'* (1509), dedicated to his close friend Thomas More, was written while he was here and address-

sed Europe just before the Reformation tore it apart into warring factions.

Zweig's 'Erasmus: Triumph and Tragedy' (1934) in turn sought to counter a 'moment of mass intoxication' with a hope. His was a shared, secular hope in Europe as a community of peoples created not on any imperial or religious model but 'through gentle convincing.' 'Voluntary adhesion and inner freedom' were to be its 'fundamental laws.'

Zweig stayed in the country until 1940 and took British citizenship, writing a novel as well as books about French literature and English, Scottish, Portuguese and Jewish history. His work for PEN continued. He understood himself, in other words, as part of an international, intergenerational, multi-ethnic collective. The long history of European co-operation, he argued, should be taught in schools, as well as that series of wars, who won them and why, about which our children are, to this day, generally better informed.

Zweig's 'London connections' included meeting Bernard Shaw, being chosen to read the eulogy at Sigmund Freud's funeral, becoming a close friend of his English publisher and also supporting a refugee centre in East London, then crowded with Jewish migrants less fortunate than himself. At a time when the status of refugees has become an acute concern, that this one didn't know very many people here ought surely not to count against him.

To anyone who grew up in the 1980s, school or university exchanges around Europe seemed to prove that co-operation and tolerance had won in the end. Britain's withdrawal from the Erasmus exchange programme and the apparently deliberate running down of cultural ties to our immediate neighbours is a matter of concern across the political spectrum.

Zweig spoke up for 'a panhuman ideal' knowing full well that it lacked the 'elementary attraction which a mettlesome encounter with a foe who lives across a frontier, speaks another language, holds another creed, invariably exercises.' He

understood only too well the relative weakness of European identity as a popular force.

Yet he chose 11 Portland Place, at a critical moment in his life and in the history of our continent, as the place to complete his defence of Erasmus and his 'panhuman ideal'. The undersigned believe that this deserves to be better known and that a blue plaque on or near that address would now be appropriate,

yours sincerely,
Horatio Morpurgo



Eingang zum Haus Hallam Street 49, London.
Hier wohnte Stefan Zweig von 1936 – 1939.

HORATIO MORPURGO

UNSEASONABLY SPEAKING

London, for Stefan Zweig, was as much of a home as he had anywhere between 1933 and 1939. A blue plaque in Hallam Street, to commemorate his time in the city, was refused in 2012. English Heritage judged it 'best to let this debate play out further'. The Austrian writer's 'London connections did not appear strong enough.' His 'profile has never been as high in Britain as elsewhere' and there existed no 'consensus' here on the merits of his work. [...]

An obscure affair about a blue plaque might hardly seem worth recalling. I wonder, though, ten years on, whether the sands have not shifted sufficiently under all our feet that we find ourselves now viewing that failed bid from a different perspective? If we are not to have a plaque, then let us at least not have it for the right reasons. I will argue here that the building on which there should or should not be a plaque was never in Hallam Street anyway.

*

It was to 11 Portland Place that Zweig moved in October 1933. He came to England to work on a biography of Erasmus with which he was having trouble, then stayed on to write several other books. It's true that he was, then, less well known in England than on the continent and he relished the anonymity. He was in need of good libraries and space to think and write. As he moved in to his new address, he 'had the feeling almost of returning to his beginnings', an unknown in London as he had been when he first set out as a writer in Vienna. [...]

He moved to Hallam Street in 1936 and took British citizenship in 1939 when his Austrian passport expired. The building in Portland Place was pulled down after the war and its site is now occupied by part of a large modernist block. Gaze up from the pavement at the sheer plate glass: this is emphati-

cally not the Grand Budapest Hotel and it never was. That his 'London connections are not very strong' seems, from this angle, an understatement. You are struck, rather, by how total the erasure has been. [...]

Zweig later called his *Erasmus* a 'veiled self-portrait' and 'my most personal and private work.' The identification was certainly close: he wrote to a friend of his 'Erasmian temperament' and jokingly described his adventures in search of another flat in London not as his own at all but as those of a 'friend of mine called Erasmus'. As England had been, for Erasmus, 'a country of self-discovery', so Zweig wrote to a friend that he had 'not felt better anywhere for years.' As Zweig spent his days poring over manuscripts at the British Library, so Erasmus, escaped from a Dutch monastery to the liveliness of Thomas More's household, revelled in England's 'culture and knowledge.'

After a visit to Italy in 1509, Erasmus returned to his newly adopted homeland with the idea for what would become *In Praise of Folly*, still his best-known work. Dedicated to Thomas More, the book is warmed right through with the fellowship he had found in England. He wrote it easily, taking just a week to set down his superbly ironic survey of European society and its corruptions. [...]

However evasive it seemed to some of his contemporaries, much of *Erasmus* feels uncannily addressed to what came 'after'. [Zweigs] speeches on Europe in the early Thirties had emphasised the need to stop teaching history as a résumé of who won which war and why, thereby normalising conflict. The young should be introduced also to the infinitely various ways in which their different countries have worked together. For anyone who grew up in the 1980s, the Erasmus student exchange programme, whereby students in one country could attend universities in other parts of Europe, seemed a natural development of this premise. With hindsight, the Europe in which we grew up was a brave attempt, however flawed, to restore the humanist dream.

It is Zweig's dream from which we have been woken with a start: 'I love the poorly educated', bawled Donald Trump. And if his Brexiteer friends didn't put it quite so bluntly – having enjoyed, so many of them, Rolls Royce educations – it's not because they didn't feel the same way. 73% of those who left school without qualifications voted Leave, which is a lot of people. 75% of those with postgraduate qualifications voted Remain, which is not so many. English education being what it is, this was inevitably a class issue. The decision to fight a proxy class war over Europe was taken and we will be living with the consequences for the foreseeable future.

The Referendum, in any case, returns us to the central conundrum of Zweig's book. 'Pan-Europa, Cosmopolis, must exist before it can win general allegiance,' but it remains always 'a distant and scarcely visible goal.' Was, is, then, European-ness always an identity which appeals mainly to an educated minority? In humanism, 'there is no room for the passion of hatred' so that a 'panhuman ideal such as Erasmism lacks that elementary attraction which a mettlesome encounter with a foe who lives across a frontier, speaks another language, and holds another creed, invariably exercises.' Something very like the outlines of our 'immigration debate' are here discernible. Remainers were much criticised for their mealy-mouthed admissions that the EU is flawed. They have been criticised, in other words, for believing in an idea which is difficult to realise. 'An idea which does not take on material shape is not necessarily a conquered idea or a false idea,' as Zweig put it. Whether or not it prevails, it continues 'to work as a ferment in subsequent generations...'

Might that 'ferment' not take the form of a fresh discussion about how to commemorate Zweig's time in London, ten years on? It doesn't really matter whether the end-result is a plaque or not, in Hallam Street or Portland Place or anywhere else. If we can manage something recognisable as a discussion, that will be victory enough. Because to have such a discussion would automatically, now, become an exploration of

what Europe *means*. The pre-Referendum debate, that purely theatrical exchange of snarl-words, amplified and orchestrated by social media, cannot be described as a 'discussion'. After repeated reassurances that there was 'no threat' to UK participation in the Erasmus programme, the British government withdrew from it and foreign language courses are being cut at British universities. This is the moment, if ever there was one, to ask who Erasmus was and why anybody ever thought he mattered.

The whole point here would be the quality of the discussion. Those who have never heard of Erasmus or Zweig or Luther and don't see why they should have would be free to have their say. Those who do know something about these people and do rate some or all of them would, similarly, have the chance to explain why.

And plaque or no plaque, we might all emerge, belatedly, a little the wiser.



Das Stefan Zweig Zentrum in der „Kinderstadt“, 29.06.–02.07.2022

ROBERTO CIULLI EIN INTERVIEW ÜBER STEFAN ZWEIG

Die Fragen haben Arturo Larcati und Simone Lettner gestellt.

A.L.: *Die erste Frage lautet, ganz banal: Wer ist Roberto Ciulli? Als Gründer des „Theaters an der Ruhr“ sind Sie innerhalb der deutschsprachigen Theaterszene sehr bekannt, aber wenn jemand außerhalb der Szene wissen wollte: wer ist eigentlich Roberto Ciulli, was würden Sie sagen?*

R.C.: Gut, bringen wir es sofort auf den Punkt: Ich bin nicht. Roberto Ciulli existiert nicht. Er ist ein Produkt...

A.L.: *„Einer, Niemand und Hunderttausend“ würde Pirandello sagen.*

R.C.: Genau, er ist ein Produkt aus Tausenden von Begegnungen mit Menschen. Und zugleich muss ich sagen, obwohl ich 88 Jahre alt werde dieses Jahr, bin ich noch im Werden. Ich kenne mich noch nicht, weiß nicht, wer ich bin. Ich bin mir fremd, immer noch. Und ich weiß auch nicht, wer Roberto Ciulli morgen sein wird. Ich bin der erste Fremde in mir. So fasse ich es zusammen und so sehe ich auch den Sinn in meiner Arbeit, die ich seit so vielen Jahren mache.

A.L.: *Also, dann erlaube ich mir Sie zu fragen: Wann sind Sie das erste Mal mit Stefan Zweig in Kontakt gekommen? Wann haben Sie Stefan Zweig das erste Mal kennengelernt?*

R.C.: Im Alexander Verlag (Berlin) ist mein Buch mit dem Titel *Der fremde Blick* in zwei Bänden erschienen. Im ersten Band erzähle ich, wie es zu der Gründung des “Theaters an der Ruhr” kam. Da habe ich auch ein paar Erinnerungen

reingebracht, Begegnungen mit Menschen, auch in Form von literarischen Begegnungen. Und da habe ich über Stefan Zweig geschrieben. Meine erste Begegnung mit ihm war sein Buch *Die Schachnovelle*. Ich habe es noch in Italien gelesen, also Ende der 1950er Jahre. Und als ich dann nach Deutschland kam, habe ich mich sehr intensiv mit ihm und seinem Werk, seiner Welt beschäftigt.

A.L.: *Und was hat Sie an der Schachnovelle so fasziniert?*

R.C.: Das Faszinierende an der *Schachnovelle* war für mich sein radikaler Versuch über die Freiheit. Die Möglichkeit, die Freiheit in sich selber zu finden. Einem Menschen wird bis auf sein Leben alles genommen, er bleibt alleine mit seinen Gedanken. Und gerade in seinen Gedanken entdeckt er für sich die Freiheit. Dieser radikale Anspruch war für mich eine Injektion, eine Spritze von Mut. Aus der Kindheit kennen wir diese Freiheit in uns. Als Kind erlebte ich meine Außenwelt, wenn ich mit ihr nicht einverstanden war, als Gefängnis, wie z.B. im katholischen Internat oder in der Familie. Einzig in meinem Kopf habe ich mir bewahrt, meine Freiheit zu denken. Gegen meine Außenwelt meinen Widerstand zu bewahren. Das war für mich der Anfang von allem. Und natürlich auch der Anfang meiner Faszination für Stefan Zweig, die dann immer größer wurde.

A.L.: *Sie haben mir ja schon bei unserem letzten Gespräch gesagt, dass Sie bei anderen Werken, wie z.B. bei den Sternstunden, geschätzt haben, wie Zweig Geschichte neu erzählt und wieder spannend macht.*

R.C.: Ja, für mich ist Stefan Zweig, der kein Historiker war, dennoch ein Spezialist für Historie. Provokant würde ich sogar sagen, Stefan Zweig hat die ‚richtige Geschichte‘ geschrieben. Er hat ein Gesamtbild rekonstruiert und Historie nicht in Einzelteile zerlegt. Begebenheiten und deren Akteure bilden eine untrennbare Einheit. Ein Gesamtgefüge vieler hineinspielender Momente, die erst im

Aufeinander-Einwirken ihre Nachvollziehbarkeit erhalten. Es gibt viele Wissenschaftler, die vor der Teilung der Geschichte in spezielle Einheiten und somit vor der Gefahr ihrer Auflösung gewarnt haben, z.B. der Quantenphysiker David Bohm. Er ist sogar so weit gegangen zu sagen, die Zergliederung könnte zum Ende unserer Spezies führen. Stefan Zweig hat diesem Blick für die Gesamtheit in ihrem Zusammenwirken eine sinnliche Vorstellungskraft gegeben, die es uns ermöglicht, im Moment des Lesens zu erleben, was wirklich geschehen ist.

Ein Beispiel ist Zweigs Essay über Arturo Toscanini. Er beschreibt darin Toscaninis Leben und Schaffen als einem der größten Dirigenten. Dabei setzt beim Lesen ein rasantes musikalisches Tempo ein, das an die musikalische Umsetzung Toscaninis beim Dirigieren erinnert. Und eigentlich glaubt man sogar die Musik zu hören, in ihrem Rhythmus und Tempo.

Was Stefan Zweig mit seiner Sprache, mit seiner Dichtung schafft, ist die Überwindung reiner Sachlichkeit durch Berücksichtigung und Hinzunahme von vielen einwirkenden Details zu einem Ganzen. Er gibt dem Immateriellen eine Sprache, verhilft ihm zu einer Stimme. Diese Könnerschaft, das Zusammenwirken durch nichts als Sprache zu versinnlichen, macht seine Bücher zu einem einzigartigen Erlebnis.

S.L.: *Sie haben ja sehr lange als Theaterregisseur gearbeitet und haben auch das „Theater an der Ruhr“ gegründet und da würde mich interessieren, wie Sie als Regisseur und als mit dem Theater verbundener Mensch Stefan Zweigs Dramen lesen, und ob Zweigs Dramen für Sie auch praktisch interessant sind für Inszenierungen?*

R.C.: Die Welt von Stefan Zweig, seine Hingabe an Menschen, Ereignisse und Ideen, kurz: seine Menschheitsgeschichten haben mich immer inspiriert für meine Inszenierungen, obwohl ich bis jetzt nie Texte von ihm auf die Bühne

gebracht habe. Seine Hinwendung zum europäischen Gedanken, zur Idee eines geeinten Europa, jenseits von Nationalismen, sind Grundgedanken, die immer auch in meine Arbeit einfließen. Auch dafür hat Stefan Zweig eine Sprache gefunden, die viel mit Resonanz zu tun hat, für das Zusammenwirken von Allem mit Allem und die Einsicht, dass eine Trennung, eine Absonderung immer das Ganze zerstört. Heute wissen wir dank der Quantenphysik, der Biologie und den Sozialwissenschaften mehr über diese Zusammenhänge und versuchen Resonanz als Prinzip des Lebens zu begreifen. Um ein Beispiel zu nennen, das klar macht, worüber wir reden, möchte ich auf die Musik zurückkommen. In der Quantenphysik sprechen wir von Resonanzen, von einem Zusammenwirken von Materie und Nicht-Materie. Nehmen wir also ein spielendes Orchester. Wir sehen Musiker, den Dirigenten, wir sehen Noten und Instrumente, wir sehen Bläser, die mit ihrem Atem ihre Instrumente zum Tönen bringen, Streicher, die den Bogen führen, wir sehen also Bewegung, alles dies ist Materie. Der Dirigent hebt den Taktstock, der Auftakt erklingt, und nun hören wir die Musik. Also etwas, das Nicht-Materie ist. Aber nun erzeugt diese Nicht-Materie wiederum Materie, zum Beispiel Tränen, Gefühle, die sich mitteilen lassen, ein Händedruck, ein Klatschen, ein Jubeln. Stefan Zweig hat diese Resonanz in seinem Schreiben schon verwirklicht.

S.L.: *Was Sie beschrieben haben, dass Sie Zweig gar nicht so sehr als Dramatiker bzw. von seinen Dramen ausgehend lesen, sondern aus anderer Perspektive, ist gar nicht selten in der Zweig-Rezeption.*

R.C.: Ja, und zugleich ist der Autor Stefan Zweig dem Theater näher als viele andere Autoren und Theaterautoren, weil er in so unvergleichlicher Weise seine Figuren Fleisch werden lässt, sie umfassend und dadurch lebendig gestaltet. Wir sagen im Italienischen *incarnare*. Das ist das, was ein Schauspieler tut, wobei ich das deutsche Wort

Schauspieler als Beleidigung empfinde und lieber das italienische Wort *attore* verwende. *Attuare, incarnare qualcosa*, ja, das macht Stefan Zweig und das ist zugleich das Wesen der Theaterkunst.

A.L.: *Sie schreiben auch, dass Stefan Zweig der europäischste aller Schriftsteller ist. Können Sie das näher erklären?*

R.C.: Stefan Zweig verstand sich durch und durch als Europäer und als Bürger dieser Welt. Und er lebte dieses Selbstverständnis durch seine Beschäftigung mit Menschen und Ereignissen. Mit Blick in die Vergangenheit, wie sich etwas zugetragen hat ebenso wie im Hinblick auf Zukünftiges. Er dichtet und findet dort Sprache, wo unser Blick nicht hinreicht. Er schreibt über alle Grenzen hinweg. Er schafft Verwandtschaft, wo Menschen und Nationen sich fremd gegenüberstehen. Er führt uns lesend in Innenwelten und Außenwelten, lässt uns spüren, dass alles Leben von einem kosmischen Gedanken durchdrungen ist, jenseits von Politik oder Nation. Und das durch genaues Beobachten der Zusammenhänge. Er ist Europäer. Aber mehr noch, er lässt uns als Weltbürger begreifen.

A.L.: *Aber natürlich sind seine ganz konkreten Vorschläge, um die europäische Jugend zusammenzuführen, auch von Interesse, seine Ideale einer studentischen Mobilität, die Ideen von internationalen Akademien und einem Austausch unter Wissenschaftlern, wie das heute Standard ist.*

R.C.: Ja, Erasmus und das Erasmusprogramm.

S.L.: *Sie sind ja Italiener und sprechen aber auch sehr gut Deutsch. Lesen Sie die Texte Stefan Zweigs auf Italienisch, auf Deutsch oder beides?*

R.C.: Auf Deutsch.

S.L.: *Sie haben also nicht die italienischen Übersetzungen von Lavinia Mazzucchetti verwendet?*

R.C.: Nein, ich habe ihn in Deutschland auf Deutsch gelesen, nur zu Beginn in Italien auf Italienisch.

A.L.: *Ich möchte unser Gespräch kurz zusammenfassen: In Ihrer Auseinandersetzung mit Stefan Zweig war zuerst der Freiheitsbegriff wichtig, den Sie in der Schachnovelle vorgefunden haben. Dann die Idee einer lebendigen Geschichte, wie sie in den Sternstunden oder in den Biografien artikuliert wird. Zudem die Vorstellung einer kosmischen Verbindung, so einer Art planetarischer Verbindung in Zweigs Europa-gedanken. Und dann zuletzt diese Idee einer Inkarnation, wie Sie das genannt haben, der Verkörperung, das war für Sie auch sehr wichtig. Gibt es darüber hinaus noch etwas, das in Ihrer Auseinandersetzung mit Zweig wichtig war?*

R.C.: Für mich bleibt die spannende Frage, inwieweit Stefan Zweig sich mit der Quantenphysik beschäftigt hat, die ja in seiner Zeit entwickelt wurde. Sein Blick auf das Ganze, Materielles und Immaterielles im Zusammenspiel sichtbar werden zu lassen und im Verhältnis zueinander zu besprechen, das Beziehungsgeflecht durch Resonanz zu gestalten und zu erkennen – all dies ist, wie die Quantenphysik, ein Sprung ins Innere dessen, was die Welt zusammenhält und uns ermöglicht, uns der eigentlichen Geschichte, wie sie sich zugetragen hat, der Wahrheit anzunähern. Das ist eine spannende offene Frage.

A.L.: *Das ist ein interessanter Gedanke, der ganz neu ist in den vielen Zugängen zu Stefan Zweig, die ich bisher gehört habe – und ich habe einige gehört. Diese Verbindung von Zweig zur Quantenphysik ist wirklich neu. Es bleibt mir eine letzte Frage: Was hat Stefan Zweig den jungen Menschen zu sagen?*

R.C.: Wenn Stefan Zweig in den Schulen gelesen würde, könnte sich der utopische Gedanke, dass wir aus der Geschichte lernen, endlich realisieren lassen. Ein riesiger Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit wäre damit getan. Stefan Zweig hat den jungen Generationen diese

Möglichkeit in die Hand gegeben. Noch sind seine Bücher da, um die Zukunft zu ergreifen.

[Vielen Dank an Anna Wiesheu für die Transkription des Interviews.]



Die polnische Zeitschrift *Przeład Polityczny* mit der Übersetzung des Zweig-Sonderheftes von *Literatur und Kritik*.

JEAN-FRANÇOIS ROSEAU ZWEIG UND PROUST

Die der Nachwelt überlieferte Porträtgalerie Prousts umfasst natürlich das berühmte Gemälde von Jacques-Emile Blanche aus dem Jahr 1892, auf dem die wachsbleichen Züge des zwanzigjährigen, für den Ball gekleideten Jünglings festgehalten sind, sowie die etwas später entstandenen Fotografien des nunmehr Erwachsenen von Otto Wegener, mit schweren Lidern und aufgezwirbeltem Schnurrbart.

Diese Porträts, ob Öl auf Leinwand oder Silbergelatineabzüge, zeigen die gleiche natürliche Nonchalance und ein ehrfürchtig bemühtes Streben nach Eleganz, die seinem Gesicht das arrogante Aussehen eines selbstsicheren Dandys verleihen, den der Tod nicht tangiert, der anhand seines ungepflegten Äußeren auf einer Aufnahme aus dem Jahr 1922 auf dem Totenbett schon zu erkennen ist.

Stefan Zweig wiederum zeichnet einige Jahre später ein wunderbares Porträt¹ von Marcel Proust – ein in die Spalten der *Neuen Freien Presse* eingefügtes Medaillon –, das den österreichischen Leser*innen eine subtile, lebendige und ausgewogene Analyse des Lebens des Autors von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* bietet, das, wie so oft bei Zweig, im epischen, grandiosen Zeichen der Fatalität steht: „Marcel Prousts tragischer Lebenslauf“. Unter diesem Titel bringt Zweig im September 1925, nicht einmal drei Jahre nach dessen Tod, eine versteckte Hommage an einen der unbestrittenen Meister der Weltliteratur der damaligen Zeit. In seinem einfühlsamen Text zeichnet Zweig die großen Ereignisse seines Lebens als Gesellschafts- und schöpferischer Mensch nach, angefangen von der Jugend des kränkelnden, rastlosen Proust

bis zu seiner qualvollen, mönchischen Einsamkeit am Ende. Dabei tut Zweigs Enthusiasmus keineswegs seinem hohen Anspruch Abbruch, zu verstehen, ohne zu urteilen und Fragen zu stellen, ohne Schlussfolgerungen zu ziehen. Zweig zeigt sich hier als zurückhaltender Psychologe, spannender Erzähler und detailverliebter Maler auf der Höhe seiner schönsten biografischen Studien.

Während Marcel Proust kaum mit Österreich vertraut ist, das nur flüchtig als einer der Einsatzorte des Marquis de Norpois erwähnt wird, der eine Zeit lang Botschafter in Wien war, oder als Schauplatz der gesellschaftlichen und sinnlichen Erweckung des Fräuleins von Steyern – der Protagonistin der Jugendnovelle *Violante oder die mondäne Welt*² – kennt Stefan Zweig das frivole, glänzende Paris der *Belle Époque* sehr gut, das Proust geradezu exemplarisch verkörpert. In diesem erstaunlich gut dokumentierten Porträt, in dem der Wiener des untergegangenen Habsburgerreiches uns den Pariser der III. Republik nahebringt, kann man – wenn schon nicht den unbewussten Wunsch, sich mit ihm zu identifizieren – so doch eine wehmütige, nicht erwidernbare Freundschaftserklärung an Proust sehen, den Zweig in der *Welt von Gestern* neben Romain Rolland und Paul Valéry dem Dreigestirn der größten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts zurechnet. Zweig bewundert Proust. Das steht außer Zweifel. Doch er weiß auch, welche Ambivalenzen dem Ruf des Autors geschadet und seinen literarischen Aufstieg verzögert haben. Zweig geht also auf die Kontraste und Widersprüche Prousts ein, beschränkt sein Urteil aber nicht auf die bis heute sorgsam gepflegte, vereinfachte Sicht seiner Doppelrolle – zuerst als untätiger Dandy, dann als hart arbeitender Künstler. Zweig stellt sich vielmehr die Frage, ob diese künstliche Trennung im Leben Prousts zutreffend ist, und der oberflächliche Salonlöwe durch das Wunder einer Offenbarung plötzlich bekehrt dem völlig zurückgezogen lebenden Demiurgen Platz gemacht hat. Trotz einiger Druck- oder sachlicher Fehler zeichnet er eines der treffendsten Porträts seines berühmten älteren Kollegen,

in dem indirekt eine Seelenverwandtschaft und berührende Nähe zwischen dem Maler und seinem Modell zum Ausdruck kommt.

Dieses Porträt ist zunächst typisch für Zweigs biographische Methode, die in vielerlei Hinsicht der Vorgangsweise entspricht, die Proust in seinem Aufsatz *Gegen Sainte-Beuve*³ nachdrücklich anprangerte, nämlich eine Kritik, die das Werk durch das Leben oder den Künstler durch den Menschen erklärt. Gleich in den ersten Zeilen verweist Zweig nämlich auf die stark kränkelnde Natur des jungen Marcel, um die Hypersensibilität des Schriftstellers zu erklären, rechtfertigt danach seine abrupte Bekehrung, die Abkehr von der Welt und plötzliche Hinwendung zur Literatur durch den Tod seiner Mutter und spricht den Schriften Prousts vor 1905 jeglichen Wert ab. Auf diese Weise untermauert Zweig scheinbar das weit verbreitete Bild eines aus zwei Teilen bestehenden Proust, flatterhaft und kraftlos bis zu seinem 35. Lebensjahr, danach bis zu seinem Tod mit 50 Jahren einsam, ausdauernd und genial, einer, der unermüdlich an seinem Werk arbeitet und, wie uns Zweig mit seiner vollendeten Kunst zur Inszenierung sagt, „die letzten Worte [...] schon mit halb erkaltender Hand geschrieben“ hat.

Genau das scheint Zweig uns beim erstmaligen Lesen hier vorzuschlagen: das Werk Prousts im Lichte seines gesellschaftlichen Lebens zu verstehen, ein Ansatz, den dieser selbst verabscheut hätte, der sich daran stieß, dass man den „Schriftsteller“ mit dem „Mann von Welt“ verwechseln könnte. Doch Zweig, der die französische Kritik dank seiner Dissertation über Hippolyte Taine gut kennt, ist weit davon entfernt, der Methode Sainte-Beuves bedingungslos zu folgen. Diesem bringt er zwar eine maßvolle Achtung entgegen und hält ihn für einen meisterhaften Kritiker, aber für einen „Dichter zweiten Ranges“⁴ mit einem neidischen, gemeinen und erbärmlichen Charakter. Zweig geht auf Distanz zu dessen Methode und emanzipiert sich in Wirklichkeit von einem positivistischen Ansatz, denn er zieht der Genauigkeit des

Details die Lebendigkeit einer eleganten, rhythmischen Erzählung vor, bei der die Intensität eines Schauderns oder die Hell-Dunkel-Stimmung einer Abenddämmerung mehr zählen als die objektive Genauigkeit eines gesellschaftlichen Faktums. Bei Proust beweist Zweig hier sogar einen Scharfsinn, der die verfehlte Sicht auf einen „zweigeteilten“ Proust Lügen straft – die Untätigkeit der ersten Jahre auf der einen Seite, die Versessenheit der letzten Jahre auf der anderen –, denn er sucht Proust in seinen Büchern und stellt die Frage zur Kontinuität des Werks im Leben.

Der unzutreffenden Sicht eines Proust in zwei Phasen, derzufolge der herausragende Schriftsteller erst nach Verschwinden des mondänen Müßiggängers aufgetreten wäre, stellt Zweig die Hypothese einer einheitlichen Gestalt gegenüber und fragt sich Folgendes: „Eine Frage nun für den Psychologen: Was ist das Primäre? Führt Marcel Proust, der Lebensunfähige und Kranke, dieses läppische und sinnlose Leben eines Snobs fünfzehn Jahre lang bloß aus innerer Freude und sind diese Notizen nur ein Nebenbei, gleichsam ein Nachgenuß des zu rasch verrauschten Gesellschaftsspiels? Oder geht er in die Salons einzig wie ein Chemiker ins Laboratorium, wie ein Botaniker auf die Wiese, um unauffällig Material zusammenzuraffen für ein großes einmaliges Werk? Verstellt er sich oder ist er wahr, ist er Mitkämpfer in der Armee der Tagvergeuder oder bloß ein Spion aus einem andern höheren Reich? Flaniert er aus Freude oder aus Berechnung, ist diese fast irrwitzige Leidenschaft an der Psychologie der Etikette ihm Leben und Bedürfnis oder nur die grandiose Verstellung eines passionierten Analytikers?“

Das Erscheinen mehrerer unveröffentlichter Schriften Prousts aus dem persönlichen Archiv von Bernard de Fallois⁵ in den letzten Jahren hat die zweigeteilte Wahrnehmung Prousts grundlegend verändert und bestätigt eine der von Zweig kurz ausgeführten Einsichten über die grundlegende Einheit zwischen dem eingebildeten Schnösel und dem

vollkommenen Künstler. Die heutige Lesart gibt der Zweig'schen Metapher des „Dandy-Chemikers“ oder des „mondänen Botanikers“ Recht, der schon mit zwanzig Jahren in den Salons das Material sammelt, mit dem er das Leben malt, das sich dann in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* wiederfindet.

Dieses Porträt ist aber auch typisch für ein *Unbewusstes* im Text oder eine so diskret formulierte Übereinstimmung zwischen dem Porträtisten und dem Dargestellten, dass diese fast unbemerkt bleibt und keinerlei aufdringlichen Narzissmus durchscheinen lässt. Ohne dass man von einem verschlüsselten Bild oder einem verdeckten Selbstporträt sprechen könnte, ist es durchaus möglich, dass Zweig seine biografische Studie mit unausgesprochenen Analogien zwischen Proust und sich selbst garniert hat. Die Verwandtschaft zwischen den beiden ist nämlich so vielfältig, ob es sich nun um ihre soziale Herkunft handelt – beide gehören dem Großbürgertum an – oder ihre Ästhetik in Kleidungs- oder literarischen Fragen, wobei beide einen ausgeprägten Dandykult pflegen, der in der Welt der Literatur unwillkürlich zu Misstrauen gegenüber ihrer Vorliebe für anscheinend oberflächliche Dinge führt. In dieser Hinsicht wurde Zweig von seinen Zeitgenossen mit einer Verachtung gestraft, die der herablassenden Haltung vergleichbar ist, mit der die ersten Manuskripte Prousts aufgenommen wurden.

Hermann Hesse bewertet Zweigs Stil als „zu geschmückt“⁶, ebenso wie André Gide Proust nach seinen eigenen vertraulichen Aussagen vorschnell in die Kategorie der „mondänen Amateure“⁷ eingeordnet hatte. Weitere Ähnlichkeiten kennzeichnen die Entstehung ihrer Werke. Beide beginnen dank der Förderung durch einen Zeitungsdirektor: Calmette bei Proust, Herzl bei Zweig, zwei wohlwollende Paten, denen die beiden Autoren viel Lob und Dankbarkeit zollen. *Le Figaro* und die *Neue Freie Presse* spielen also für ihre Bekanntheit, wenn nicht gar für ihre Anerkennung eine entscheidende Rolle.

Schließlich ist da natürlich auch das Judentum der beiden und die Schwierigkeiten damit in dem von 1894 bis zum Ersten Weltkrieg von der Dreyfus-Affäre beherrschten Frankreich und durch den Anstieg des Antisemitismus in Österreich, verkörpert insbesondere in der Person von Karl Lueger, dem Bürgermeister der Kaiserhauptstadt von 1897 bis 1910⁸. Proust und Zweig, 1871 bzw. 1881 geboren, haben von ihren Müttern, Jeanne Weil und Ida Brettauer, ein beträchtliches, mit Bank- und Spekulationsgeschäften erworbenes Vermögen geerbt, durch das ihnen die Unannehmlichkeiten einer materiell unsicheren Existenz erspart blieben. Selbstverständlich stellt genau das auch einen häufig wiederkehrenden Grund für den damaligen Antisemitismus dar, dem beide auf die eine oder andere Weise ausgesetzt waren. So ist auch einer der Sätze zu verstehen, in dem Zweig die Nachteile Prousts in einer Welt andeutet, in der der Erfolg eines Buches weniger vom Talent des Autors als vom Namen auf dem Einband abhängt. So zählt er die vermeintlichen Mankos seines Vorbilds auf und schreibt: „Denn äußerlich hat der junge Marcel Proust keinerlei Qualitäten. Er ist nicht sonderlich hübsch, nicht sonderlich elegant, er ist nicht von Adel und sogar Sohn einer Jüdin“. Ist das vielleicht die unbewusste Erklärung für Prousts Bemühungen, von der Hocharistokratie des Boulevard Saint-Germain akzeptiert zu werden und für das gestörte Verhältnis, das manche seiner Figuren zu ihrem Judentum unterhalten, zwischen Assimilierung und Verheimlichung, angefangen beim konvertierten Swann oder Bloch, der seine jüdische Herkunft zu verschleiern versucht? Wie dem auch sei, als wesentlich erscheint nun, dass uns die heutigen Lesarten von Zweig und Proust dazu einladen, den lange Zeit auf sie gerichteten Blick zu überdenken, bei dem die verschiedenen Formen der kritischen Rezeption vorherrschten. Wurden sie bisher wegen ihres suspekten „Kosmopolitismus“ oder ihrer übertriebenen Raffinements als mondäne Autoren abschätzig beurteilt oder verspottet, so sieht man sie heute als hervorragende Vertreter der europäischen Literatur.

Jeder hat auf seine Weise verstanden, wie Zweig über Proust sagt, „das Ephemere ins Dauerhafte zu gestalten.“

[Aus dem Französischen von Margret Millischer]

Dieser Text wurde ursprünglich im Dezember 2021 in der französischen Zeitschrift *La Revue des Deux Mondes* veröffentlicht.

- 1) Stefan Zweig: „Marcel Prousts tragischer Lebenslauf“. In: *Neue Freie Presse*, 27. September 1925, S. 27f.
- 2) Marcel Proust: „Violante oder die mondäne Welt“. In: Marcel Proust: *Freuden und Tage*. Aus dem Französischen von Luzius Keller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988.
- 3) Marcel Proust: *Gegen Sainte-Beuve* (Proust: Werke, Frankfurter Ausgabe, Abt. III,3) Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.
- 4) Charles-Augustin Sainte-Beuve: *Literarische Porträts aus dem Frankreich des 17.–19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Stefan Zweig (Jonas Bibliothek 1949), Einleitung, S. 10 und 12. Zweig beschreibt darin einen talentierten Kritiker, aber einen erbärmlichen, oft gegenüber den großen Schriftstellern, die er beneidet, gemeinen Schöpfer.
- 5) Marcel Proust: *Der geheimnisvolle Briefschreiber. Frühe Erzählungen*. Hrsg. von Luc Fraisse, übersetzt von Bernd Schwibs. Berlin: Suhrkamp 2021 oder Marcel Proust: *Soixante-quinze feuillets*. Paris: Gallimard 2021. Zu diesen Büchern kommt insbesondere noch die posthume Veröffentlichung eines Teils der Doktorarbeit von Bernard de Fallois, derzufolge die Themen von *À la Recherche du Temps perdu* keineswegs erst spät im Leben des Autors auftauchten, sondern sich schon in den ersten literarischen Arbeiten des jungen Proust zeigten, also schon lange vor seinem 40. Lebensjahr. Siehe dazu Bernard de Fallois: *Proust avant Proust*. Paris: Les Belles Lettres 2019.
- 6) In einem Brief an seine Schwester Marulla findet man die genaue Wortwahl Hesses über Zweigs Stil, den er hier als „zu gewunden und geschmückt“ bezeichnet. Vgl. Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe 1922–1935*. Hg. v. Ursula Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 272.
- 7) Brief vom Jänner 1914, veröffentlicht in Marcel Proust: *Lettres à André Gide. Avec trois lettres et deux textes d'André Gide*. Neuchâtel et Paris: Ides et Calendes 1949, S. 9f.
- 8) Erstaunlicherweise hat ihn Stefan Zweig dennoch in der *Welt von Gestern* anerkennend erwähnt: „Gegen seine Gegner bewahrter er [...] immer eine gewisse Noblesse, und sein offizieller Antisemitismus hat ihn nie gehindert, seinen früheren jüdischen Freunden wohlgesinnt und gefällig zu bleiben.“ Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Hrsg. und kommentiert von Oliver Matuschek. Frankfurt a.M.: Fischer 2017, S. 80.

CHRISTOPH JANACS ZWEIGS „ANGST“ – EINE ZEITLOSE NOVELLE

1

„Als Frau Irene die Treppe von der Wohnung ihres Geliebten hinabstieg, packte sie mit einem Male wieder jene sinnlose Angst.“ Ein beispielhafter Beginn für eine klassische Short Story bzw. Novelle: Die Hauptfigur wird genannt, der Ort (Großstadt?) angedeutet, das Thema (verbotene Beziehung und die daraus resultierende Angst, entdeckt zu werden) angerissen, dazu der unvermittelte Beginn, als öffnete sich der Vorhang zu einem Drama, das bereits begonnen hat, und die Zuseherschaft platzte mitten in eine Szene. Die folgenden Sätze präzisieren die Angst der Frau und deren Ursache: Sie trifft sich wiederholt heimlich mit ihrem Geliebten in dessen Wohnung, lässt den Wagen, der sie herbringt, zur Sicherheit an einer entfernten Straßenecke halten, eilt das Treppenhaus hinauf – und dann wiederholt sich ein ihr offenbar vertrauter Prozess: „...und diese erste Angst, in der doch auch Ungeduld brannte, zerfloß heiß in einer grüßenden Umarmung. Aber dann, wenn sie heim wollte, stieg es fröstelnd auf, dies andere geheimnisvolle Grauen, nun wirr gemengt mit dem Schauer der Schuld...“ Dann will sie nur noch fort „aus dem Abenteuer in ihre ruhige bürgerliche Welt zurück.“ Offenkundig handelt es sich bei der Frau um eine Dame aus (groß-)bürgerlichem Stand, die seit geraumer Zeit eine heimliche Liaison unterhält. Wenig später erfährt man, dass sie mit einem Anwalt verheiratet und Mutter zweier Kinder ist. Die Liebesbeziehung zu einem Pianisten ist sie „aus einer gewissen Trägheit des Widerstands“ eingegangen, obwohl oder eher weil sie „gebettet in ihrer behaglichen, breit-bürgerlichen, windstillen

Existenz“ lebt. Nach anfänglicher Wollust flaut aber auch die Beziehung zu dem Künstler ab: „Dieser Geliebte änderte bald gar nichts mehr am behaglichen Mechanismus ihrer Existenz, er wurde irgendein Zuwachs von temperiertem Glück, wie ein drittes Kind oder ein Automobil, und das Abenteuer schien ihr bald so banal wie der erlaubte Genuß.“

Da stößt sie in der Eingangsszene beim Verlassen des Hauses „hart mit einer Frauensperson zusammen“, die ihr den Weg verstellt, sie „mit einer derben Stimme“ anschreit und bezichtigt, ihr den Geliebten ausgespannt zu haben. Die Fremde entstammt unzweifelhaft der Unterschicht – dafür sprechen ihre einfache Ausdrucksweise, das Stammeln in unvollständigen Sätzen, vor allem aber ihre sozialkritische Äußerung: „Fort ... ja natürlich ... zum Herrn Gemahl ... in die warme Stube, die vornehme Dame spielen und sich auskleiden lassen von den Diensthöten ... Aber was unsereiner treibt, ob das krepirt vor Hunger, das schert ja so eine vornehme Dame nicht.“ In ihrer Verwirrung und wohl auch verleitet durch die Anspielung der Frau auf deren Notlage und gewohnt, Probleme durch Geld zu lösen, holt die Protagonistin alle Scheine aus ihrem Portemonnaie und drückt sie der Fremden in die Hand. Ein schwerer Fehler, wie sich bald herausstellt. Denn in der Folge wird sie mehrmals von der Fremden gestellt, die immer mehr Geld verlangt, sogar bei ihr zuhause auftaucht und durch einen Boten einen Erpresserbrief überbringen lässt („Bitte, geben Sie dem Überbringer dieses sofort hundert Kronen.“), und verstrickt sich in ein Netz von Notlügen, zumal sie über kein eigenes Einkommen verfügt, von ihrem Mann finanziell abhängig ist und zu allem Überfluss der Frau ihren Ehering als Pfand aushändigt, was ihrem Gatten nicht verborgen bleibt. Nach und nach wird deutlich, dass der Mann über den Ehebruch seiner Frau Bescheid wissen muss und sie – allerdings erfolglos – zu einem Geständnis bewegen möchte. Dies kulminiert in einer Art Gerichtssitzung: Die Tochter hatte aus Neid dem Bruder ein Spielzeug zerstört, leugnete zunächst die Tat, der Vater zog alle Register von Strenge bis gütigem

Zureden – „Und bald, gedeckt vom Schwall der Tränen, stammelte es [das Kind] endlich das gestehende Wort.“ In der darauffolgenden Erläuterung seiner Vorgehensweise während des „Verhörs“ und der psychischen Mechanismen, denen Täter unterliegen, formuliert der Vater und Ehemann Thesen, die genauso gut auch auf Irene zutreffen: „Die Angst ist ärger als die Strafe, denn die ist ja etwas Bestimmtes und, viel oder wenig, immer mehr als das entsetzlich Unbestimmte, dies Grauenhaft-Unendliche der Spannung.“ Kurz darauf folgen zwei Sätze, die nur noch als unverhohlene Aufforderung an Irene zu verstehen sind, endlich den Seitensprung zu gestehen: „Ich verstehe das eigentlich noch immer nicht, daß man eine Tat tun kann, mit Bewußtsein der Gefahr, und dann nicht den Mut zum Geständnis haben. Diese kleine Angst vor dem Wort finde ich kläglicher als jedes Verbrechen.“ Allein – Irene ist nicht in der Lage, sich zu öffnen und den Ehebruch zuzugeben. Stattdessen sieht sie sich, zumal sie der Erpresserin den Ehering gegeben hat und keine Möglichkeit weiß, diesen gegen Geld wieder auszulösen, in einer ausweglosen Situation. „Ein einziger Weg war noch frei, aber von dem gab es keine Wiederkehr.“

Nachdem sie ihre Briefe verbrannt und „Ordnung in allerhand kleine Dinge“ gebracht und dabei vermieden hat, „die Kinder zu sehen und alles überhaupt, was ihr lieb war“, versucht sie noch einmal, mit dem Geliebten zu sprechen und die Angelegenheit zu klären, aber nach dem Treffen, das für sie äußerst unerquicklich ausfällt (er ist bereits eine neue Liaison eingegangen) und noch mehr Verwirrung stiftet, versteht sie „nichts mehr, nur Ekel fühlte sie, unendlichen Ekel, und eine Müdigkeit“. Sie betritt eine Apotheke, händigt ein Rezept aus und beobachtet den Provisor bei der Zubereitung des Gifts. „Starr sah sie zu, wie der Tod aus diesem Gefäß in das kleinere wanderte, von dem er bald in ihre Adern strömen sollte.“ Als sie zahlen will, steht ihr Gatte plötzlich neben ihr, begleicht die Rechnung und führt sie nach Hause, wo er das Giftfläschchen entleert und ihr alles erklärt: Schon lange hat

er von ihrer Liaison gewusst und sie in den letzten Tagen nicht aus den Augen gelassen, die Erpresserin ist nichts als eine von ihm gedungene SchauspielerIn, denn „nur rufen wollte ich dich ... zurückrufen zu deiner Pflicht [...] nur wegen der Kinder, weißt du, wegen der Kinder mußte ich dich doch zwingen ... aber jetzt ist doch alles vorbei ... jetzt wird alles wieder gut...“ Dass sie so weit gehen würde, ihrem Leben ein Ende zu setzen, damit hat er nicht gerechnet.

Irene fällt in einen tiefen Erschöpfungsschlaf, aus dem sie am nächsten Morgen durch das Lachen der Kinder geweckt wird. „Leise flog ein Lächeln auf ihre Lippen und rastete dort still. Mit geschlossenen Augen lag sie, um all dies tiefer zu genießen, was ihr Leben war und nun auch ihr Glück. Innen tat noch leise etwas weh, aber es war ein verheißender Schmerz, glühend und doch so wie Wunden brennen, ehe sie für immer vernarben wollen.“

2

Eine Geschichte wie geschaffen für ein gefühliges Familien-drama oder einen Thriller – wäre da nicht die meisterhafte Erzähl- und Sprachkunst Stefan Zweigs. Zunächst einmal fällt auf, dass er alles aus dem Blickwinkel Irenes schildert und sich jeder auktorialen Anmerkung, Andeutung oder gar Beurteilung enthält. Als Leser*in ist man ganz nah bei der Protagonistin, sieht die Welt aus ihren Augen, weiß nur so viel, wie sie weiß, leidet und ängstigt sich mit ihr und wird von ihrem Gefühls- und Gedankenstrom mitgerissen. Nur sehr aufmerksame Leser*innen ahnen schon früher als Irene, dass ihr Mann mehr weiß, als er vorgibt; aber sicher sein kann man sich lange nicht, da man ja alles nur aus Irenes gereizter, zunehmend ängstlicher und schließlich panischer Wahrnehmung sieht. Erst bei wiederholter Lektüre fallen Formulierungen oder Details in den Begegnungen der beiden Ehepartner auf, die ahnen lassen, dass der Ehemann die Fäden in dem Drama zieht. Dass die Fremde eine gedungene SchauspielerIn ist, überrascht dann allerdings doch und lässt den Mann in einem

neuen, nicht gerade schmeichelhaften Licht erscheinen. Letztlich zeigt sich, dass beide Partner unfähig sind, ein klares Wort zu sprechen und offen auf den anderen zuzugehen. Das „Happy-End“ wirkt deshalb – zumindest für heutige Menschen – unglaublich und höchst fragwürdig. Aber so schizopren (mit ihrer Doppelmoral) wie die bürgerliche Gesellschaft um 1900 lebte und wie sich die beiden Partner zueinander verhalten haben, ist es ihnen durchaus zuzutrauen, sich selbst und den anderen auch weiterhin zu belügen.

Die extreme Gefühlswelt Irenes erfordert eine extreme Sprache. Statt von Langeweile spricht Zweig von einer „behaglichen, breit-bürgerlichen, windstillen Existenz“. Die Beruhigung nach der ersten Aufregung umschreibt er wie folgt: „Und die Wanduhr, gemächlich mit ihrem stählernen Schritt das Schweigen durchschreitend, gab ihrem Herzen unmerklich wieder etwas von seinem gleichmäßigen, sorglosseren Takt.“ Doch mit dem „stählernen Schritt“ deutet er an, dass die Beruhigung nur scheinbar und vorläufig ist. Nach der neuerlichen Begegnung und Erpressung bricht für Irene „das künstliche Gebäude ihres häuslichen Glücks“ in sich zusammen: „Nun saß das Grauen bei ihr im Haus und rührte sich nicht aus den Zimmern.“ Als sich Irene an die erste Begegnung mit der Frau zurückerinnert, zeigt sich ihre bürgerliche Arroganz überdeutlich: „dieser Dunst von Gemeinheit, der aufstieg vom schlechten Atem der Proletarierin, dieser wüste Mund, der voll Haß ihr hart bis ins Gesicht die niedrigen Worte gespien...“ Dabei fällt ihr gar nicht die Diskrepanz auf zwischen dieser „Frauensperson“ und dem feinsinnigen Künstler, dessen Geliebte sie zu sein vorgibt. Aber da liegt sie schon zu sehr „im Schraubstock der Angst“, um ihre Wahrnehmung kritisch hinterfragen zu können.

Alle Gespräche – das zeigt schon das Schriftbild überdeutlich durch die permanent eingesetzten drei Punkte (...) – sind durchsetzt von einem Schweigen, das Ausdruck ist von der Hilflosigkeit der Menschen, die richtigen Worte oder überhaupt welche zu finden. Nicht nur die Erpresserin

stammelt (in ihrem Fall vor gespielter Aufregung und Wut), auch die Ehepartner tun es, und ihre Not wird buchstäblich hör- und nachvollziehbar, wenn man ihre Gespräche laut liest: „... vielleicht ... ist die Scham am größten ... denen gegenüber, denen man sich ... am nächsten fühlt.“ Irene und ihr Mann machen selbst noch stammelnd zutreffende Aussagen über sich und ihre Beziehung zueinander; aber sich wirklich öffnen können (oder wollen) sie nicht.

3

Immer wenn ich im Deutschunterricht zum Fin-de-Siècle bzw. zur Zeit von 1900 bis 1930 kam, las ich mit meinen Schüler*innen – neben Rilke, Trakl, Kafka u.a. – Schnitzlers *Traumnovelle* und Zweigs *Angst*. In beiden Texten geht es – so sehr sie sich sprachlich unterscheiden – um Ehebruch, die Unfähigkeit, offen miteinander zu sprechen und einen Konflikt zu lösen, eine extreme Krise, die die Beziehung zu zerbrechen droht, und schließlich ein „falsches“ Happy-End. Stets spielte ich eine Lesung durch eine*n Schauspieler*in vor, während die Schüler*innen die Texte mitlasen und sich Notizen machten. Bei gewissen Textstellen war stets ein Aufstöhnen, Murmeln und Kopfschütteln zu bemerken, das sich bisweilen entlud in Bemerkungen wie: „Unfassbar!“, „Wie kann man nur!“ und „Ja, checken die gar nichts?“ Schnitzlers und Zweigs Novellen, obwohl über hundert Jahre alt, packten die Jugendlichen und führten nach der Lektüre immer zu angeregten Diskussionen, die ich mittels Fragen bzw. Arbeitsanregungen befeuerte:

- Welchen Konflikt thematisiert die jeweilige Novelle und was sind seine Ursachen?
- Wie gehen die Partner miteinander um?
- Wie drücken sie sich sprachlich aus?
- Überzeugt der Schluss?
- Was hätten die beiden anders machen können/sollen? Sind ein ähnliches Verhalten und ein ähnlicher Konflikt auch heute noch denkbar?

- Wie fängt der Autor die Emotionen und das Befinden der Protagonisten sprachlich ein?
- Worin siehst du die Unterschiede zwischen den beiden Novellen?

Üblicherweise gab ich zum Abschluss folgende schriftliche Aufgaben:

„Du arbeitest in einer Eheberatung und sitzt Irene und ihrem Mann gegenüber. Was rätst du ihnen? (Monolog) Oder: Verfasse ein Gespräch mit ihnen! Du musst aber nicht zu einer einvernehmlichen Lösung kommen.“

Die stets positiven, oft auch emotionalen Reaktionen der Jugendlichen auf die Lektüre der *Traumnovelle* und speziell von *Angst* und die erstaunlich reifen, sehr differenzierten mündlichen wie schriftlichen Äußerungen zeigen: Stefan Zweig traf nicht nur zu seiner Zeit den Nerv seiner Leser*innenschaft, sondern hat auch den (jungen) Menschen des 21. Jahrhunderts viel zu sagen.



Cover von *Revue Des Deux Mondes*

**Verleihung
Stefan
Zweig
Preis
2022**

Mittwoch, 1. Juni 2022 | 19.30 Uhr
Edmundsburg | Europasaal



JAKOB STADLER

BRIEF AN STEFAN ZWEIG

[Anm. d. Redaktion: Jakob Stadler hat den Beitrag für den Stefan-Zweig-Preis bereits 2021 eingereicht.]

Sehr geehrter Herr Zweig!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus meinem persönlichen Exil. Zuhause, aufgrund einer weltweit – und besonders in Europa – wütenden Pandemie, an meinen Schreibtisch gefesselt. Doch bin ich mir bewusst, dass es sehr dreist ist, meine Lage mit der Ihren zu vergleichen, wo es sich bei mir nur um eine temporäre Unbequemlichkeit handelt. So hoffe ich jedenfalls....

Ich möchte diesen Moment des scheinbaren Stillstandes nützen, um Ihnen davon zu erzählen, wie es um dieses Europa steht, welches Ihnen, wie ich weiß, immer ein großes Anliegen war. Ich sollte erwähnen, dass ich mit Literatur nie besonders viel am Hut hatte – verzeihen Sie daher meinen etwas holprigen Stil. Doch durch den Deutschunterricht wurde ich auf Ihre Werke aufmerksam, als wir als Klassenlektüre die *Schachnovelle* lasen – was sonst. Diese Novelle zog mich sofort in den Bann und daraufhin wurde ich neugierig auf Ihr Werk und Sie als Person. Wenn man so will, sind Sie mein Einstieg in die Welt der Literatur gewesen und ich entdeckte jetzt vielerorts in Salzburg Spuren Ihres Schaffens – sei es bei einem Spaziergang zum Paschinger Schlössl, wo ich mir vorstelle, wie Sie dort schreibenderweise saßen und mit Sorge die Veränderungen in Europa beobachteten, oder sei es, wenn ich aus der Stadt zum *Stefan Zweig Zentrum* am Mönchsberg hinaufsehe, welches versucht, Ihre Gedanken weiterzutragen, so wie das

Literaturarchiv in Salzburg Ihre Handschriften für zukünftige Generationen bewahrt.

So kam es, dass ich anfangs, Recherche zu betreiben und unweigerlich auf die in Ihren Werken stets wiederkehrende Eurothematik stieß. Ich möchte mir nicht anmaßen, Ihre Ideen vollends verstanden zu haben, doch finde ich sehr viel Gefallen an Ihrer Vorstellung eines gemeinsamen und pluralen Europas. Sie sind in einem Österreich der Mehrsprachigkeit und der kulturellen Vielfalt aufgewachsen und Ihren Texten ist anzumerken, wie hoch Sie diese Ideen halten – sodass es für Sie umso schmerzlicher gewesen sein muss, als Sie diese bedroht sahen. Ihre Gedanken haben nicht an Aktualität verloren, im Gegenteil! Leider konnten Sie nicht mehr die Gründung der Europäischen Union miterleben, an welcher Sie, das versichere ich Ihnen, Gefallen gefunden hätten. Stellen Sie sich bitte Folgendes vor: Ich bin nun bescheidene 18 Jahre auf dieser Welt und habe noch nie eine kriegerische Auseinandersetzung am eigenen Leib miterleben müssen. Ein Luxus, den nur sehr wenige vor mir erfahren durften. Mein gesamtes Leben wuchs ich in friedlichen Verhältnissen auf und die Idee von Nationen, die junge Leute wie mich in Uniformen stecken, um sich gegenseitig zu bekriegen, ist mir nur aus den Geschichtsbüchern bekannt. Dies verdanke ich zu einem großen Teil eben dieser Europäischen Union. Anfangs beschränkte sie sich auf wirtschaftliche Aspekte und sollte die seit jeher in Konflikte verwickelten Mächte Europas einigen. Was sie zugegebenermaßen sehr gut tat. Daraus entwickelte sich mit der Zeit ein immer komplexeres Bündnis, in das immer mehr Staaten eingegliedert wurden und dieses Friedensprojekt wurde zu einem Selbstläufer, der mittlerweile viele Bereiche des internationalen Austausches und Sozialwesens umfasst und viel mehr als ein bloßes Wirtschaftsbandnis darstellt. Dank dieser Union ist es jedem Bürger und jeder Bürgerin möglich, frei von Mitgliedstaat zu Mitgliedstaat zu reisen, dort zu wohnen, arbeiten und studieren. Eine so lange Ära des Friedens und der Kooperation

dieser ewigen Streitparteien gab es noch nie zuvor.

Doch leider sind diese Zustände, die dem nahekommen, was Sie gewünscht und gehofft haben, überschattet und das europäische Friedensprojekt befindet sich momentan wiederum in einem fragilen Zustand. Großbritannien kündigte vor ein paar Jahren einen Ausstieg aus diesem Bündnis an, vielerorts ist ein erneuter Rechtsruck zu spüren und zahlreiche Personengruppen propagieren ein bedenkliches Ausmaß an Patriotismus und radikalem Gedankengut. Gerade die aktuelle Pandemie, die ganz Europa kalt erwischt hat und unser Leben so unerwartet lähmte, führte dazu, dass eine Mentalität von „Wir zuerst“ wieder gang und gäbe ist. Staaten, die mit dem Ellenbogen nach links und rechts gegen einstmalige enge Bündnispartner ausholen, um sich ihre Masken oder ihre Impfdosen vor den anderen zu sichern, stehen nun an der Tagesordnung. Vielleicht sehe ich dies jedoch alles zu düster, denn ein Jahr der Pandemie schlägt jedem aufs Gemüt. Was mir Ihre Werke – gerade inmitten dieser Pandemie – jedoch deutlich vor Augen führen, ist die Bedeutsamkeit dieses gemeinsamen Europas, welches ich stets als Selbstverständlichkeit hinnahm. Der länderübergreifende Austausch, die Zusammenarbeit in einem friedlichen Europa ist ein Luxus, den es zu bewahren gilt und der aus Idealen wie den Ihren entstand, indem diese durch die folgenden Generationen, die aus den Gräueln des Nationalsozialismus auferstanden, weitergetragen wurden.

Sie waren ein Vordenker des europäischen Gedankens und Ihr Denken fand Eingang in Verfassungstexte und in die Gründungsschrift der Europäischen Union. Durch Menschen wie Sie lernen wir aus den scheußlichsten und hoffnungslosesten Zeiten der Menschheitsgeschichte, um gemeinsam den Weg für bessere Zeiten zu ebnen.

Hoffentlich kann Ihnen dieser Brief ein Stück weit Erleichterung schenken. Ich möchte Ihnen jedenfalls versichern, dass meine Generation zu intellektuellen – und wichtiger noch: humanistischen – Persönlichkeiten wie Ihnen aufsieht

und an Ihre Gedanken anschließen kann. Um diesen Brief mit einer Referenz zu Ihrem eigenen Abschiedsbrief zu beenden: „Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.“ Ich wünsche, Sie hätten den Morgen, der auf diese lange Nacht folgte, noch miterlebt. Es ist ein Morgen, den Menschen wie Sie möglich gemacht haben, indem sie ihn denk- und vorstellbar gemacht haben. Und vielleicht ist es ein noch hellerer und hoffnungsvollerer Morgen, als Sie es für möglich gehalten haben. In diesem Sinne möchte ich Ihnen meine Anerkennung für Ihre Arbeit als Schriftsteller, doch vor allem als Vordenker und Humanist aussprechen – in der Hoffnung, dass wir den Auftrag, den Sie an uns weitergegeben haben, nicht vergessen und ebenso wie Sie nicht müde werden, uns für ein interkulturelles und diverses Europa einzusetzen!

Mit freundlichen Grüßen,

Jakob Stadler (Schüler des BORG Oberndorf, 18 Jahre)



Von links nach rechts: Sponsor Stephan Gietl, Gewinner des 1. Preises Jakob Stadler und Landtagsabgeordneter Simon Heilig-Hofbauer.

HELENA HASELSTEINER

EUROPA IN DER WIEGE

Europas Geschichte mit seinen weit zurückliegenden Anfängen im antiken Griechenland, mit der Entstehung und dem Untergang des Römischen Reichs, der Erfindung des Buchdrucks, der Entdeckung Amerikas und weiterführend der Kolonialisierung, der Industriellen und Französischen Revolution, den beiden Weltkriegen und seiner Spaltung im Kalten Krieg durch den Eisernen Vorhang. Europas Vergangenheit lässt sich weit zurückverfolgen, weist sowohl viele Schattenseiten als auch Freudenmomente auf – Europas Vergangenheit hat vereint, sie hat entzweit und doch hat Europa sich offensichtlich noch nicht von seinen Fehlern befreit. Stefan Zweig erkannte Europas Diskrepanz zwischen Verbundenheit und Zerrissenheit, zwischen Diktatur und Demokratie und die Frage kommt auf: Wie wird das Europa der Zukunft aussehen? Wie kann Europa als Heimat und gemeinsamer Kontinent funktionieren?

Nun, im 21. Jahrhundert, erleben wir den Aufruf zur Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern, den Aufruf zum Klimaschutz, zur Gleichstellung aller Ethnien und Menschen, und zu spüren ist ein starkes Drängen nach Gemeinsamkeit, ein Verlangen nach Zusammenarbeit und gemeinsamem Schaffen. Wieso ist Europa auch heute noch, nach seinen gemeinsamen Errungenschaften, nach seinen Untaten, die zusammen überwunden wurden, wieso ist Europa da immer noch ein gespaltener Kontinent, so fern von Zusammenhalt und Einigung?

Eine sprachliche Barriere zwischen den Ländern unterscheidet zwar, sollte jedoch durch neuere Errungenschaften wie der Digitalisierung schon längst kein Problem mehr sein und viel mehr noch ermöglichen, nicht alle Länder Europas

kulturell, sprachlich und politisch gesehen auf ein Einzelnes zu beschränken und vereinen. Das Vereinfachen, dieses Einschränkens der Länder und Menschen auf ein Minimum stellt nämlich die einfache Lösung dar: So wie es unter diktatorischen Regimes das Ziel ist, eine laute Menge zu unterdrücken, viele verschiedene Meinungen auf eine Wahrheit zu supprimieren und eine weit gefächerte Anzahl verschiedener Menschen mit unterschiedlicher Herkunft, Religion und Hautfarbe auf ein Einzelnes zu beschränken. Menschen lieben Vereinfachungen und da eine Diktatur jene Vereinfachungen trotz gewalttätiger Ausführung bietet, ist sie oft die einfachere Lösung, der Demokratie von einer kleinen Menge oder einem einzelnen Herrscher vorgezogen.

Nun ist jedoch die einfache Lösung nicht immer die richtige und es stellt sich die Frage: Wie ist es möglich, ein Europa zu vereinen, ohne dessen kulturelle, sprachliche und soziale Vielfalt zu verlieren? Was hindert uns daran, dieses Ziel zu verwirklichen?

Um das Problem beim Namen zu nennen: Der menschliche Egoismus und Eigennutz. Wie auch Stefan Zweig in seiner Rede „Die moralische Entgiftung Europas“ erklärt, fällt es den Menschen leichter, über eigene Errungenschaften zu sprechen, Kinder in den Schulen über gewonnene Kriege zu unterrichten und sich daran zu erfreuen, besser als die anderen zu sein. Nicht zugeben zu wollen, dass man selbst im Unrecht und der/die Gegenüber im Recht ist/sind, weitet sich von Alltagssituationen auf ein politisches Machtspiel zwischen den Nationen aus. Dabei bleibt das allbekannte Zitat „Geteiltes Leid ist halbes Leid“ unbeachtet und stattdessen rühmen wir uns selbst mit unseren Siegen und verschweigen, ja verleugnen jegliche Eigenfehler.

Neben dem Egoismus, der uns oft daran hindert, Zugeständnisse zu machen, spielt auch noch ein weiterer Faktor in unsere europäische Wahrnehmung mit hinein: Der *Confirmation Bias*. Dieser beschreibt eine Verzerrung der Wahrnehmung, einen Fehler, der dann vorkommt, wenn

wir Informationen, die unseren bereits gefestigten Glauben bestätigen, jenen vorziehen, die dies nicht tun. Durch den *Confirmation Bias* kommt es zu einer Verfälschung der Wahrheit, zu der Gefahr, dass wir uns nur den Dingen widmen, die unseren derzeitigen Glauben unterstützen, ohne dabei die Gegenseite zu betrachten. Dass dies zu Meinungsverschiedenheiten, ja sogar gewalttätigen Auseinandersetzungen führt, ist kaum verwunderlich, wenn wir annehmen, dass wir Menschen von anderen *verstanden werden* und *Recht behalten* wollen. Um also dieser Verzerrung entgegenzutreten, ist es von großer Wichtigkeit, uns mit den Argumenten der Gegenseite zu beschäftigen, uns kritisch mit unseren eigenen Überzeugungen auseinanderzusetzen und nicht blind jener Menge zu folgen, die uns in unsere eigene, unseren Glauben bestärkende Richtung führt.

Wenn wir die Werkzeuge anwenden, die uns dabei helfen, uns gesellschaftlich einander näher zu bringen, die es uns ermöglichen, die Vergangenheit zu reflektieren, eigene Fehler und Errungenschaften anderer zu analysieren und diese vor allem anzuerkennen, machen wir einen großen Schritt in Richtung eines vereinten Europas.

Vorurteile und ein gegenseitiger Hass, die kurzfristig als Energieschub dienen, langfristig jedoch Menschen entzweien. Der Egoismus und Stolz, die uns davon abhalten, für eine nächste Generation, für eine andere Jugend zu arbeiten. Und, obwohl gewisse Einschränkungen uns mithilfe von beispielsweise Grenzkontrollen Sicherheit bieten, zu vergessen, auch selbst für unsere und die Sicherheit anderer zu sorgen und nicht blind einen Stempel auf Personen zu drücken, die nicht genau wie wir sind. Versuchen wir ihn uns einmal vorzustellen, diesen Kontinent Europa, und uns wird bald klar: Dort gibt es viel mehr als nur ein Länderansammeln, viel mehr als nur ein stilles Bleiben. Ganz im Gegenteil – in diesem Europa findet ein ständiger Wandel statt, ein Kontinent, der andauernd in Bewegung ist, der sich entwickelt und verändert, und Grund dafür ist niemand

anderes als wir Menschen. Menschen als Geschöpfe, die ein Schaffen und Kreieren erwirken, die einen Wandel erzeugen, nicht durch die Macht eines Einzelnen, sondern durch das Handeln vieler.

In der Wiege seiner Zeit ist Europa ein Kontinent, aus dem die Vielfalt nur so blüht. In der Wiege seiner Zeit ist Europa die Summe aller Menschen, aller Kulturen, aller Städte, Berge und Seen. In der Wiege seiner Zeit zählt in Europa nicht die Länge seiner Grenzen, die Flächen seiner Länder oder das Übertrumpfen der anderen – es zählt nur Mensch für Mensch und darin liegt sein Gut. Im Europa der Zukunft.



Von links nach rechts:
Sponsor Stephan Gietl, Gewinnerin
des 2. Preises Helena Haselsteiner
und Landtagsabgeordneter
Simon Heilig-Hofbauer.



Von links nach rechts:
Sponsor Stephan Gietl, Gewinnerin
des 3. Preises Miriam Grohmannova
und Landtagsabgeordneter
Simon Heilig-Hofbauer.

MIRIAM GROHMANNOVA

EINER MUSS DEN FRIEDEN BEGINNEN

„Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern.“ Stefan Zweig träumt. Stefan Zweig träumt von einem Europa, das vereint über die kulturellen Unterschiede hinweg und hindurch eine neue gemeinsame Identität schafft, in der man sich nicht mehr beneidet und bekämpft, sondern das Gute und Wertvolle in der Kultur des anderen sucht, findet und anerkennt.

Gemeinsamer Fortschritt und Zusammenarbeit solle über den Errungenschaften einzelner Länder stehen und gegenseitige Wertschätzung und Solidarität sollen alle miteinander verbinden. Die Geschichtsschreibung soll nicht von den Kriegen erzählen, in denen ein Land das andere bekämpft und ein Bruder dem anderen in der Schlacht gegenübersteht, sondern von den Momenten, in denen man Hand in Hand füreinander eingestanden ist. Nicht die blutigen Siege sollen hervorgehoben und geehrt werden, sondern die Momente, in denen es diplomatisch und in Einheit zur Lösung eines Konflikts oder zur Schlichtung eines Streits gekommen ist. Wie viel mehr Heldenhaftes und Ehrenwertes ist nicht unter Kanonenbeschuss, sondern in Laboratorien und Werkstätten, Universitäten und Forschungszentren passiert!

Einer, der den Krieg erlebt hat, weiß, wie fatal und ungerecht dieser ist, und dass er immer die, die es am wenigsten verdient haben, trifft. Genau aus dieser tiefen Erfahrung heraus kann er fast nicht anders, als in Fürsorge die nächste Generation inständig und ohne Unterlass aufzuklären und zu

warnen, auf dass die „Fieberkeime des Hasses“ keine Chance haben auf-zugehen und ihr Unheil anzurichten. Einer, der mit eigenen Augen das Leid unzähliger Menschen gesehen hat, weiß, dass es unter keinen Umständen jemals wieder dazu kommen sollte. Die Idee eines geeinten Europas und im weiteren Sinne einer geeinten Welt scheint aktueller denn je zu sein. Lange war die Lage nicht mehr so prekär wie sie es in den heutigen Tagen und Wochen ist. Keiner weiß, wann ein Ende zu erwarten ist. Keiner weiß, wie das geschehen soll. Und doch gibt es inmitten dieser Unsicherheit und Anspannung hunderte und tausende an Menschen, die auf die Straße gehen und ihre Stimmen gegen den Krieg und gegen die Feindschaft einsetzen.

In Zeiten wie diesen scheinen die Worte Zweigs nahezu prophetisch, wenn er dazu aufruft, die internationale Einheit zu stärken und die gegenseitige Wertschätzung zu kultivieren. Doch neben all diesen wichtigen Aspekten scheint folgender Satz am dringendsten und aktuellsten zu sein: „*Einer muss den Frieden beginnen, wie den Krieg.*“ Der Friede ist ein Gut, das gerade von der heutigen Generation nicht mehr so aktiv dankbar wahrgenommen wird, wie es vielleicht bei ein, zwei Generationen davor der Fall war. Bis vor ein paar Wochen schien der Friede fast etwas Selbstverständliches, der Krieg etwas Unvorstellbares. Umso mehr machen nun auch wir Jugendlichen die Erfahrung, dass der Friede bei Weitem nicht so stabil und gesichert ist, wie es vielleicht manchmal vermittelt wird. Ganz im Gegenteil. Der Friede ist ein Gut, um das man sich fortwährend bemühen, ja um das man fast kämpfen muss – so ironisch es klingt –, da er ansonsten schneller, als man es zu begreifen schafft, zerbröselt und zerbröckelt, bis nichts als Schutt und Asche übrig bleibt.

STEFAN ZWEIG ZENTRUM SALZBURG

TEAM

Univ. Prof. Dr. Arturo Larcati, *Direktor*

Eva Altenecker, *Referentin*

Dr. Elisabeth Erdem, *wissenschaftliche Mitarbeiterin*

Dr. Martina Wörgötter, *wissenschaftliche Mitarbeiterin (derzeit in Karenz)*

Dr. Klemens Renoldner, *wissenschaftlicher Mitarbeiter*

Iris Himmlmayr, MA, *Mitarbeiterin (Facebook)*

Dr. Gabriele Erhart, *ehrenamtliche Mitarbeiterin*

Simone Lettner, MA, *wissenschaftliche Mitarbeiterin*

Eva Wimmer, MA, MA, *wissenschaftliche Mitarbeiterin*

Fadil Cerimagic, *Haustechnik*

BEIRAT

Der Beirat des *Stefan Zweig Zentrum Salzburg* setzt sich zusammen aus jeweils einem/einer Vertreter/Vertreterin des Fachbereichs Germanistik, des *Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte*, des *Literaturarchivs Salzburg*, der *Salzburger Festspiele* und der *Internationalen Stefan Zweig Gesellschaft*.

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Karl-Markus Gauß (Salzburg)

Jacques Le Rider (Paris)

Stéphane Pesnel (Paris)

Heinrich Schmidinger (Salzburg)

Knut Beck (Deutschland)

Gregor Thuswaldner (USA)

Norbert Christian Wolf (Wien)

Paola Paumgardhen (Napoli)

Isolde Schiffermüller (Verona)

Stephan Resch (Neuseeland)

Daniela Strigl (Wien)

Johann Georg Lughofer (Ljubljana)

zweigheft 27

Erscheinungstermin: Juli 2022

Redaktionsteam: Eva Altenecker, Arturo Larcati, Simone Lettner, Eva Wimmer

Gestaltung: Carola Wilkens

Druck: offset 5020



Stefan Zweig Zentrum
Salzburg